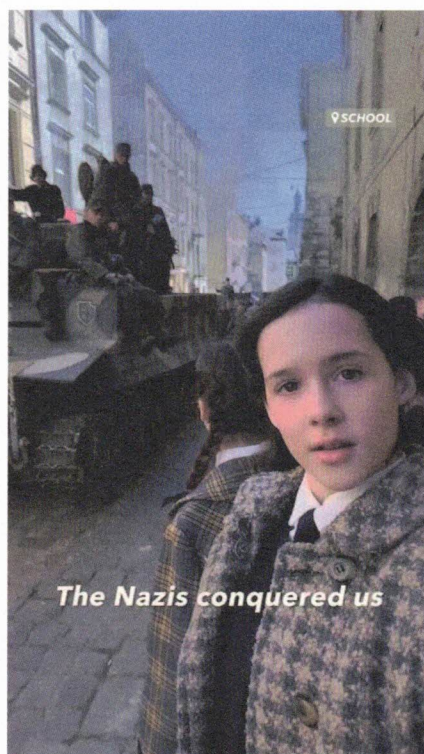
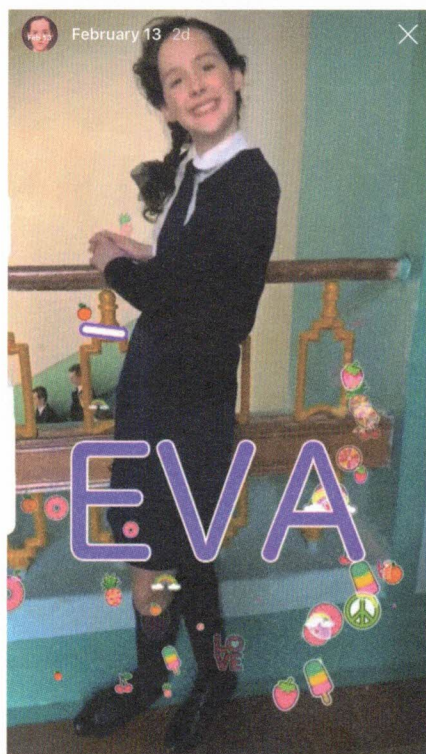


Zeit ohne Zeugen

Nur noch wenige Zeitzeugen können aus eigener Erfahrung von der NS-Zeit berichten.
Wie können wir die Erinnerungskultur trotzdem lebendig halten?

TEXT: Emilia Garbsch



Der israelische Regisseur Matti Kochavi hat auf dem Instagram-Account »eva.stories« die Tagebucheinträge der damals 13-jährigen Jüdin Eva Heyman verfilmt. Sie wurde 1944 in Auschwitz ermordet.

A bba Naor sitzt in einem roten Ledersessel und wartet. Seine Arme liegen ruhig auf den Lehnen, er blickt nach links und nach rechts, rückt seine Brille zu-recht. Warum machen Sie bei dem Projekt mit, Herr Naor? ›Manche sind der Meinung, man kann nicht zulassen, dass die Überlebenden vom Holocaust verschwinden‹, sagt Naor. ›Und dass die Menschheit davon nicht mehr weiß. Wir sind ja nur kleine Teile, aber unser Wissen dürfen wir nicht mitnehmen, mit ins Grab. Und da jetzt Leute da sind, die bereit sind, sich damit zu beschäftigen, Chapeau.‹ Abba Naor hat diese Frage einmal beantwortet – in einem Studio 2018. Gestellt wurde sie ihm seitdem viele Male. Genauer gesagt: seinem virtuellen Abbild.

Naor ist Teil des Projektes ›Lernen mit digitalen Zeugnissen‹ (Lediz) von der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Leibniz-Rechenzentrum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Seinem 3D-Zeugnis – und jenen anderer Überlebender der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen – kann man mithilfe von Künstlicher Intelligenz Fragen stellen. Rund tausend Fragen hat Naor dafür beantwortet. Mit Sprach- und Texterkennung wird eine Gesprächssituation simuliert.

Fragt man etwa: ›Was ist Ihre Geschichte?,‹ beginnt Abba Naor von der schlimmsten Zeit seines Lebens zu erzählen: Das Ghetto in Litauen, die Erschießung seines Bruders, das Leid im Vernichtungslager Stutthof, Zwangsarbeit, Gewalt, Hunger, Überleben Tag für Tag, der Todesmarsch von Dachau, der Tag der Befreiung. Durch die scheinbare Interaktion und Naors Positionierung – er sitzt zentral im Bild und blickt direkt in die Kamera – wirkt es, als würde er die

Zusehenden direkt ansprechen. Abba Naor erzählt ruhig, beinahe sachlich. Das macht das Gesagte nicht weniger erschütternd.

Zu lange wurde kaum mit Überlebenden wie Naor gesprochen. In Österreich dauerte es bis in die 80er-Jahre. Haider, Waldheim, die Nachwehen der 68er-Bewegung und die Erkenntnis: In der eigenen Elterngeneration werden viele Zeitzeugen der NS-Zeit bald versterben. Es ist ein Wendepunkt in der Gedenkkultur. ›Da hatten wir wirklich kurz Panik, dass wir jetzt sofort etwas tun müssen‹, erinnert sich Albert Lichtblau, stellvertretender Leiter des Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg. ›Dieser Antisemitismus hat viel mobilisiert. Plötzlich sind viele Projekte und Interviews entstanden. Plötzlich war Geld und Interesse da.‹

Heute stehen wir an einem ähnlichen Wendepunkt: Nicht eine, sondern die letzte Generation der Zeitzeugen wird nicht mehr lange leben. Ihre Erzählungen, etwa bei Gedenkveranstaltungen und Schulbesuchen, haben eine zentrale Rolle im Erinnern an die Gewaltverbrechen der NS-Zeit eingenommen. Ihr Zeugnis wurde zur Personalisierung des Unvorstellbaren, zu einem Auftrag für nachfolgende Generationen. Welche Ansätze gibt es, um das Erbe ihrer Zeugschaft weiterzutragen? Und wie verändert das die Erinnerungskultur?

Seit den 80er-Jahren versucht man die Verfolgungserfahrungen von Zeitzeugen mit Text-, Video- und Audioaufzeichnungen ihrer Geschichten zu konservieren. In unzähligen Onlinearchiven sind tausende von ihnen verfügbar. Außerhalb von Schulen und Museen können sich diese aber selten gegen die heutige schnelllebige Medienlogik durchsetzen. Kaum jemand wühlt sich

aus Eigeninitiative durch die Archive.

Die logische Schlussfolgerung: Die Zeitzeugenberichte müssen stattdessen die Menschen erreichen. Und zwar an den Orten, wo sie sowieso Zeit verbringen – wie Instagram. Auf dem Account ›eva.stories‹ hat der israelische Regisseur Matti Kochavi etwa die Tagebucheinträge der damals 13-jährigen Jüdin Eva Heyman verfilmt, die 1944 in Auschwitz ermordet wurde. Jeder Eintrag als eine Instagram-Story, so als ob Heyman damals das Soziale Netzwerk und nicht ihr Buch genutzt hätte. Die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender *Südwestrundfunk* und *Bayrischer Rundfunk* haben dieses Jahr mit ›Ich bin Sophie Scholl‹ dasselbe Prinzip auf die Geschichte der Widerstandskämpferin Sophie Scholl angewendet.

›Interaktionen im digitalen Raum, wie das Instagram-Projekt zu Sophie Scholl oder die digitalen Zeitzeugnisse, sind ein zweischneidiges Schwert, weil das nur scheinbar eine zwischenmenschliche Beziehung vermittelt,‹ sagt Hannah Lessing, Generalsekretärin des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus. Einer Künstlichen Intelligenz könne man außerdem auch ungestraft antisemitische Fragen stellen – diese werden von dem System nicht als solche erkannt. Für Lessing sind dennoch alle Ansätze zum Erhalt der Erinnerung begrüßenswert, wenn sie wissenschaftlich begleitet und moderiert werden: ›Denn wir müssen gleichzeitig damit leben, dass es neue Lösungen zur Bewahrung des Erbes braucht.‹

Diskussionen gibt es auch über die Frage, wie sehr digitale Darstellungsformen auf ›Gamification‹ setzen sollten. Darunter versteht man die Anwendung von Spielmechanismen im Nicht-Spiel-

Kontext, in diesem Fall die Interaktion mit den Videos durch selbstständiges Fragestellen. Fabian Heindl, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Projektes ›Lernen mit digitalen Zeugnissen‹, kennt die Sorge vor einem zu starken ›Gamification‹-Effekt. ›Das Missbrauchspotential ist ein hohes‹, sagt er. ›Wirklich unpassende Fragen werden aber interessanterweise kaum gestellt.‹ Gerade Schüler würden das System zwar manchmal spielerisch auf seine technischen Möglichkeiten testen, aber wenn das in einer angebrachten Form dazu motiviere, sich am Ende mit dem Thema auseinanderzusetzen, könne das auch positiv sein. ›Es ist nicht unser Anspruch, Zeitzeugengespräche zu ersetzen‹, sagt Heindl. ›Das geht nicht. Aber anders als bei klassischen Videointerviews muss ich nicht eine Aufzeichnung von Anfang bis Ende anschauen. Ich kann fragen, was mich tatsächlich bewegt.‹

In Österreich gibt es keine vergleichbaren digitalen Erinnerungsprojekte, das Gedenken findet in traditionelleren Formen statt. ›Wir haben oft ein Problem mit ritualisierter Erinnerung‹, sagt Lichtblau. ›Da nehme ich den Beteiligten dann nicht mehr ganz ab, dass es echt um das Gedenken geht.‹ Kränze niederlegen, Ansprachen, eine neue Gedenktafel, die dann aber kaum Beachtung findet – so laufen noch immer einige Gedenkveranstaltungen ab. ›Dann kommt der Bürgermeister und der Pfarrer, und die Presse berichtet über Bürgermeister und Pfarrer. Das Gedenken ist ganz hinten. Das gehört umgedreht, so Lichtblau. Im Vergleich zu den Mengen an Zeitzeugen-Interviews der USA und Israel habe Österreich viel verschlafen. ›Und was in Österreich sicher fehlt, ist ein Holocaust-Museum. Das ist ein absolutes Versäumnis.‹ In den letzten 25 Jahren habe sich aber Erinnerungsaktivismus im öffentlichen Raum mehr etabliert. In Salzburg gibt es etwa temporäre künstlerische Mahnmäler mit Begleitveranstaltungen zum Widerstand. Und immer mehr Angehörige von Zeitzeugen besuchen stellvertretend für sie Schulen.

›Wenn Zeitzeugen zweiter Generation darüber sprechen, was die Erfahrungen der Eltern für ihr Leben bedeu-

ten haben, dann ist das eine Personalisierung dafür, dass die Verfolgung und ihre Auswirkungen nach dem Krieg nicht zu Ende waren‹, sagt Maria Ecker-Angerer von ›erinnern.at‹, dem Holocaust-Education Institut des Bildungsministeriums. Das Institut vermittelt Schulbesuche von Zeitzeugen und bereitet Zeitzeugeninterviews didaktisch auf. Im Oktober hat das Bildungsministerium die Finanzierung eines Seminars für Zeitzeugen zweiter Generation bestätigt. Auch das Budget für die Schulbesuche selbst soll nicht gekürzt werden – sondern zukünftig nach und nach entstehende Kosten für Schulgespräche mit Angehörigen der zweiten Generation abdecken.

Förderungen zu bekommen, war in der Vergangenheit nicht immer leicht. ›Man kann kaum ein Projekt realisieren, ohne dass die Politik es finanziert. Beim Mauthausen-Projekt haben wir echt darum gekämpft, dass wenigstens zehn



Jürgen Wenke hat die Geschichten hinter rund 50 Stolpersteinen für homosexuelle Männer, die in der NS-Zeit verfolgt wurden, recherchiert.

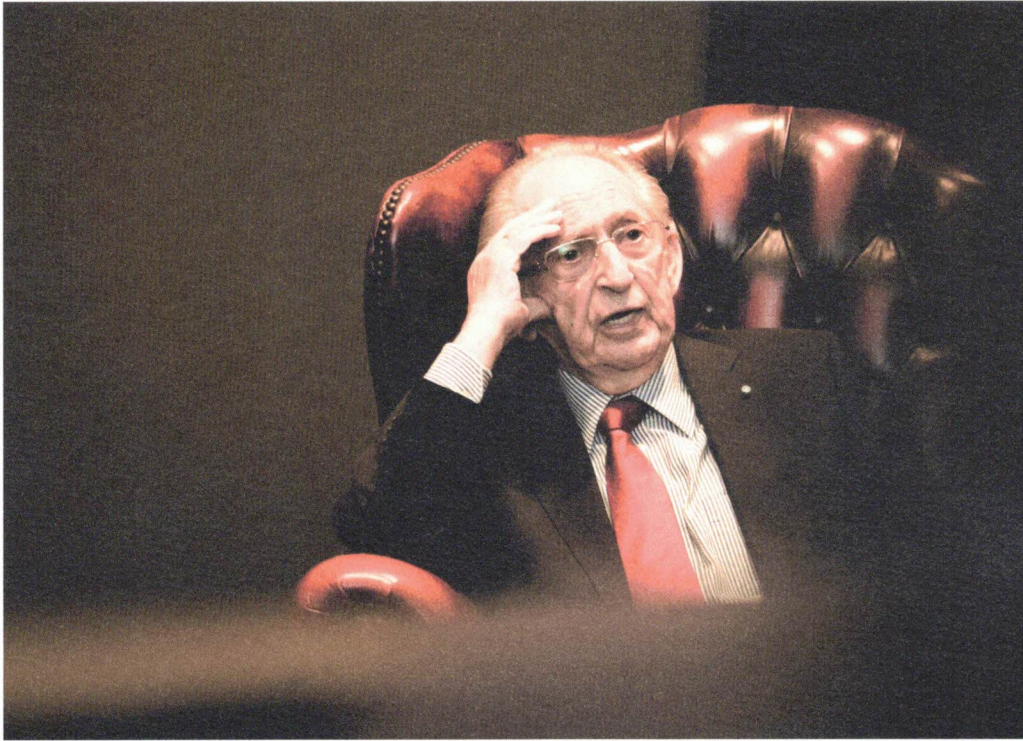
Prozent gefilmt werden‹, erinnert sich etwa der Historiker Albert Lichtblau, der auch mit ›erinnern.at‹ zusammengearbeitet hat. ›Das beste Video kann die Wirkung von direktem Austausch nicht ersetzen‹, sagt Maria Ecker-Angerer. Deshalb empfiehlt die Arbeitsgruppe eine Kombination der aufgezeichneten Videos von Zeitzeugen der NS-Zeit und Schulbesuchen – zukünftig von der zweiten Generation.

›Die Botschaft der zweiten Generation ist auch deshalb so wertvoll, weil noch immer zu oft vermittelt wird, dass etwa Antisemitismus erst mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus begonnen hat und mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges auch wieder verschwunden ist‹, sagt Ecker-Angerer. Diese Erzählung aufzubrechen, hat lange gedauert: Erst in den 60er-Jahren verabschiedet das offizielle Österreich sich vom Opfermythos und bekennt sich zu seiner aktiven Täterrolle. Seitdem wird gerne erzählt, man habe der Verdrängung den Rücken gekehrt und die NS-Zeit erfolgreich aufgearbeitet.

›Oft fehlt eine Kontextualisierung der Geschichte mit der Gegenwart, ein Versuch der Erklärung des Systems hinter den einzelnen Verfolgungsgeschichten‹, sagt Albert Lichtblau. ›Dieses zu verstehen, ist aber notwendig, um aktuelle Entwicklungen richtig einzuordnen.‹ Deshalb sieht Lichtblau, der viele der Zeitzeugeninterviews geführt hat, die ›erinnern.at‹ heute nutzt, deren Rolle trotzdem ambivalent: ›Das Problem ist, dass die Geschichten oft viel wichtiger waren als die Geschichte. Wir sind mit Zahlen und Fakten, mit Strukturgeschichte, kaum durchgekommen. Aber man hofft, dass die Erzählungen genug vermitteln, oder Anstoß geben, sich auch strukturell mit Geschichte auseinanderzusetzen.‹

So gab es in Österreich etwa ein Netz aus Zwangsarbeitslagern, KZ-Außenstellen und Kriegsgefangenenlagern. Über 2.000 solcher Orte sind bekannt. ›Zwangsarbeit war in Österreich alltäglich‹, sagt Paul Mahringer, Abteilungsleiter der Inventarisierung und Denkmalforschung des Bundesdenkmalamtes. ›Überall sind furchtbare Dinge passiert. Menschen haben überall davon gewusst und weggesehen.‹ Zusammen mit dem ORF hat das Denkmalamt eine interaktive Karte der vergessenen Lager in Österreich erstellt.

Diese Orte, die mit den Geschichten der Zeitzeugen verknüpft sind, werden sie überdauern. Auch anhand von ihnen kann Geschichte greifbarer gemacht werden: ›Objekte können eine Ausstrahlung bekommen und Emotionen transportieren, wenn sie entsprechend didaktisch aufbereitet werden. Durch das



Der Holocaust-Überlebende Abba Naor hat in einem Studio rund tausend Fragen zu seiner Geschichte beantwortet. Diese kann man nun seinem virtuellen Abbild stellen.

Ableben der letzten Zeitzeugen verschiebt sich die Erinnerung in Richtung der materiellen Hinterlassenschaften, so Mahringer. »Wenn ich aus Salzburg Mauthausen besuche, wirkt das weit weg. Wenn ich verstehe: Das war vor meiner eigenen Haustür, macht das viel betroffener.«

Viele der Orte, die in der interaktiven Landkarte eingezeichnet sind, hat das Bundesdenkmalamt über vereinzelte Literaturhinweise gefunden. Eine Masterarbeit, ein Zeitungsartikel, eine lokale Gedenkinitiative, die die Erinnerung erhält. Das ehemalige Vernichtungslager Gusen ist etwa vor allem durch den Einsatz von einigen engagierten Menschen vor Ort heute breiter bekannt. »Das sind meist Menschen mittleren Alters, die Heimatforschung betrieben haben und in lokalen Gedenkinitiativen die Erinnerung erhalten«, so Mahringer.

Auch die Erinnerung an einzelne Opfer des Nationalsozialismus wird oft durch die Initiative von Privatpersonen wiederbelebt. Einer von ihnen ist Jürgen Wenke, der die Geschichten hinter rund 50 Stolpersteinen für homosexuelle Männer, die in der NS-Zeit verfolgt wurden, recherchiert hat. Ihre Biografien

veröffentlicht er auf der Website »stolpersteine-homosexuelle.de«.

Heute sind wohl keine homosexuellen Männer mehr am Leben, die in der NS-Zeit verfolgt wurden. Zeitzeugen-Interviews wurden nur mit wenigen von ihnen geführt. Trotzdem kann Wenke ihre Geschichten teilweise nachzeichnen – die Perspektive der Opfer selbst ist aber für immer verloren. Zugleich hat die verstrichene Zeit, die Gespräche mit ihnen heute unmöglich macht, Wenkes Arbeit erst ermöglicht. Durch sie ist der Datenschutz auf persönliche Dokumente entfallen: Geburtsurkunde, Taufschein, Personalakte, Verfolgungsakte, Sterbeurkunde: »Dieselbe penible Bürokratie, die systematische Verfolgung ermöglicht hat, hilft mir heute, sie zu rekonstruieren«, sagt Wenke. Viele Dokumente – und somit Beweise – wurden von den Nazis vernichtet, viele Opfer dadurch Namenlose. Und auch von jenen, deren Biografien rekonstruierbar wären, bleiben viele unbekannt.

Mit ihrer Arbeit sind Menschen wie Wenke so etwas wie ein Multiplikator für Erinnerung. Wenke macht etwa Angehörige, wie die Stiefenkelin des Auschwitz-Überlebenden Kurt Brüssow,

ausfindig und kontaktiert sie. »Sie wusste nichts über das Schicksal ihres Großvaters und fiel aus allen Wolken, als ich ihr meinen hundertseitigen Bericht über ihn gegeben habe«, sagt Wenke. Er versteht seine Aufarbeitung der Vergangenheit als politisches Zeichen der Gegenwart: »Wenn wir die Verfolgung vergessen, wird wieder zu ihr aufgerufen werden. Jeder Stolperstein ist auch ein Stein, den man in ein Fenster von Neonazis schmeißt.«

In einem Punkt sind sich alle Menschen, die in diesem Text vorkommen, einig: Letztlich kann kein Projekt die Rolle der Zeitzeugen ersetzen – und das sollte auch nicht der Anspruch sein. Ecker-Angerer bringt es so auf den Punkt: »Es braucht einen bewussten Abschied von etwas, was wir so nicht mehr haben werden. Und dann eine bewusste Hinwendung zu den bestmöglichen Alternativen.« •

Die Autorin empfiehlt:

Das Buch »Die Zukunft der Erinnerung. Jüdische Museen und die Shoah im 21. Jahrhundert« des Jüdischen Museums Wien.